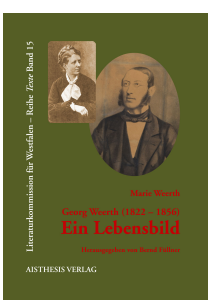
Leseprobe

Marie Weerth

Georg Weerth.
1822 – 1856.

Ein Lebensbild

Herausgegeben von Bernd Füllner



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2009

Abbildungen auf dem Umschlag:
Fotografie von Marie Weerth (Landesarchiv Detmold);
Portrait von Georg Weerth (Weerth-Sammlung, LLB Detmold).

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

LWL
Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

KUNSTSTIFTUNG NRW

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2009
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: DIP Digital Print, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-759-6
www.aisthesis.de

Inhalt

Georg Weerth. 1822 – 1856. Ein Lebensbild 1

1. Kindheit 1822 – 36 3
2. Die Lehrjahre 1836 – 40 9
3. Köln 1840 – 42 14
4. Bonn 1842 – 43 19
5. Zwei Reisen nach England 30
6. Bradford 1843 – 45 37
7. Brüssel 1846 – 47 83
8. Der Freihandels-Kongreß in Brüssel 1847 120
9. Die Revolutionszeit 1848 – 49 137
10. Schnapphanski 163
11. Kaufmännische Tätigkeit 1849 – 52 169
    - Spanische Reise 182
    - Zwischen zwei Reisen 1851 – 52 210
12. Amerikanische Reise 1852 – 55 246
13. In Europa 1855 357
14. Zweiter Aufenthalt in Amerika 1855 – 56 363
15. Der Tod 384

Anhang 387

Abbildungen 389

Zur Edition 398

Überlieferung 409

„... der Name George ist mir immer besonders lieb gewesen“. Erinnerungsarbeit in der Familie Weerth. 413

Bibliographie Marie Weerth 419

Abkürzungen und diakritische Zeichen 420

Literaturverzeichnis 422
Nachwort und Dank 424
Lebensdaten 1822 – 1856 425
Briefkonkordanz 437
Register 443

1. Kindheit 1822 – 36[1]

Am 17. Februar 1822 wurde dem Generalsuperintendenten Weerth auf der Wehme zu Detmold sein Sohn Georg geboren. Wie der Nachbarsjunge Ferdinand Freiligrath war auch Georg Weerth Lipper von Geburt und Rheinländer von Geblüt; denn seine Eltern stammten aus den Rheinlanden, der Vater aus Gemarke bei Barmen, die Mutter aus Mühlheim am Rhein. Vor 17 Jahren war der Vater, der erste seiner Familie, der sich einem gelehrten Berufe widmete, von der Fürstin Pauline als Generalsuperintendent und oberster Leiter des Schulwesens nach Detmold berufen, u. als er in die neuen Verhältnisse eingelebt war, holte er sich die Geliebte seines Herzens, die er schon vor Jahren im Hause des Predigers Rauschenbusch in Elberfeld kennen gelernt hatte, als Gemahlin in sein Haus. 3 Kinder waren bis jetzt dieser Ehe entsprossen: Karl geb. 1812, Charlotte geb. 1814 und Wilhelm geb. 1815. Georg, der nächste in der Reihe kam so in einen Kreis älterer Geschwister; 3 Jahre später erschien als jüngster der Familie der nach dem Vater benannte Ferdinand. *[2]* Das Familienleben war überaus glücklich. Zwar war der Vater durch Berufsgeschäfte so sehr in Anspruch genommen, daß er sich den Kindern weniger als er wünschte, widmen konnte; meist sah er sie nur bei den Mahlzeiten und in den Abendstunden, wenn er von des Tages Last und Arbeit ausruhte. Aber dann ging der ernste Mann gern auf ihre kindlichen Ideen ein, ließ sich erzählen und ergötzte sich mit rheinischem Humor an ihren drolligen Einfällen. So herrschte volles Vertrauen zwischen Vater und Kindern, sie hatten Ehrfurcht aber keine Furcht vor ihm. Harmlose Fröhlichkeit ließ keins derselben empfinden, daß sie in strenger Zucht gehalten wurden.

Als Georg 8 Jahre alt war, wurde durch des Vaters Krankheit und zunehmende Kränklichkeit das Haus stiller, und die Mutter hätte wohl kaum allen auf ihr ruhenden Pflichten genügen können, wenn sie nicht an der Tochter eine treue Gehülfin gehabt hätte. Lotte war in Berlin im Hause ihres Oheims des Bischof Roß mit dessen jüngster Tochter zusammen erzogen und hatte einen Unterricht genossen, wie das in Detmold nicht möglich gewesen wäre, hatte auch allerlei schöne Künste gelernt und sich feine gesellschaftliche Manieren angeeignet – aber einfach, natürlich und anspruchslos wie sie *[3]* nach Berlin gegangen, kehrte sie zurück. Den Brüdern war sie die zärtlichste Schwester, scherzte und neckte sich mit ihnen, half ihnen in kleinen Nöten,

1 *In der Originalhandschrift wird über der Kapitelüberschrift der Titel:* „Georg Weerth. 1822 – 1856.“ *wiederholt.*

und die beiden Kleinen, Georg und Ferdinand half sie erziehen. 1835 verheiratete sie sich mit dem Pastor August v. Cölln in dem benachbarten Schötmar.

Die Mutter war es, welche die Erziehung vorzugsweise in die Hand nahm, und sie war wohl befähigt dazu. Klug und tatkräftig, tief religiös und sittenstreng, dabei schalkhaft fröhlich und von einer wissenschaftlichen Bildung, wie man sie damals bei Frauen selten fand, war sie eine vortreffliche Hausfrau, die dem großen Hauswesen mit landwirtschaftlichem Betrieb vorzüglich vorstand, dem Gatten eine verständnisvolle Gefährtin, den Kindern wie es der Augenblick erforderte, die strenge Erzieherin oder der fröhliche Kamerad, immer aber die liebevolle Mutter.

Georg muß zwar seinen Brüdern sehr ähnlich gewesen sein, denn sein Freund Büsing, der ihn in Havanna zu Tode gepflegt hatte, erkannte an der Ähnlichkeit zwei von ihnen, als er sie einige Jahre später zufällig in der Eisenbahn traf, an einem Orte, wo er sie nicht vermuten konnte. Dennoch wird berichtet, daß Georg sich als Kind sehr *[4]* von ihnen unterschied und nicht allein dadurch, daß er blond <war> und die Brüder rote Haare hatten. Er glich am meisten dem Vater in Natur und Gesichtsschnitt, und die Mutter hat oft erwähnt, daß er auch geistig am meisten Ähnlichkeit mit ihm gehabt hätte. Doch entwickelte er sich langsam, und auf der Schule zeichnete er sich nicht sonderlich aus, wenn er auch die Klassen des Gymnasiums bis in die Sekunda regelrecht absolvierte – seine älteren Brüder galten für intelligenter. Mit der Orthographie stand er auf gespanntem Fuße – noch während seiner Lehrjahre machte ihn die Mutter öfter auf Schreibfehler aufmerksam – die lateinische Grammatik liebte er ebenso wenig wie den Cicero. Er war ein Träumer, erschien wohl manchmal teilnahmslos; hat aber später bewiesen, daß er auf dem Gymnasium gute Kenntnisse gesammelt hatte, auf denen er weiter bauen und sich zu bedeutender wissenschaftlicher Bildung heraufarbeiten konnte.

Von den Lehrern sind besonders der Direktor Möbius und Chr. Falkmann wichtig für Georg geworden. Möbius, ein hervorragender Altphilologe, fesselte ihn durch den Homer. Er war ein etwas sonderlicher Mann, der seinen Schülern manches Lächeln abzwang. Wie groß trotzdem Georgs Verehrung für ihn gewesen, spricht sich lebhaft in dem Gedichte „der Schulmeister“ aus. *[5]* Falkmann, der sich in weiteren Kreisen durch sein stilistisches Elementarbuch und das Hülfsbuch bekannt machte, war ein ganz vorzüglicher Lehrer der deutschen Sprache. Grabbe und Freiligrath, Georg Weerth und Theodor Althaus, Rudolf Cruel (Verfasser von „Gedichten eines alten Schulmeisters“) und Theodor Piderit (Verfasser von „Mimik und Physiognomik“ und von verschiedenen Dramen) waren seine Schüler, und eine Menge anderer, die zwar nicht Dichter und Schriftsteller gewesen sind, aber in Briefen, Berufsarbeiten, Predigten eine große Beherrschung der Sprache und Gewandtheit im Ausdruck gezeigt haben.

Der Generalsuperintendent Weerth hielt dafür, daß Handarbeit auch für Knaben sehr wünschenswert sei. Seine Söhne mußten deshalb in Freistunden bei einem ehrbaren Buchbinder dessen Handwerk lernen. Georg hat fleißig geklebt und gepappt, daß er zu Festtagen kleine, selbstgemachte Geschenke verteilen konnte – das Schenken war ihm schon als Kind eine Herzensfreude. Doch kam er zu früh von Haus fort, um es in diesem Handwerk weit zu bringen.

War Georg ein Träumer, so hinderte ihn das doch keineswegs, an körperlichen Übungen und allerlei Sport seine Freude *[6]* zu haben. Ganz glücklich war er, als am Gymnasium Turnstunden eingerichtet wurden und dann als man in der Werre eine Badeanstalt eröffnete. Im Winter (in seinen Kinderjahren waren ganz besonders strenge Winter) wurde dem Eissport gehuldigt, auf dem Burggraben Schlittschuh gelaufen oder von den Abhängen herunter gerodelt, oder man fuhr die kleinen Freundinnen im Schlitten. Der Sommer aber bot mancherlei Vergnügungen. Die Gärten und der Baumhof der Superintendentur mit den herrlichen alten Bäumen boten fröhliche Arbeit: Da wurde gepflanzt und gesäet in den Bäumen herum geklettert, das Obst abgenommen, die aromatischen Bergamotten, die Roggenäpfel, Peppins[2] u.s.w. Am meisten hing Georgs Herz an den von ihm selbst gepflanzten Weinstökken, die das Haus an der Gartenseite umrankten. Als nach des Vaters Tode die Familie ausziehen mußte, schrieb der Junge in eifersüchtiger Regung: „Hackt die Weinstöcke ab.“ Diese Weinstöcke in fremden Händen zu wissen, das war zu schmerzlich, obgleich der Nachfolger seines Vaters, Pastor Althaus, ein Freund der Familie, ihn selbst konfirmiert hatte und er der Spielkamerad von dessen Kindern war. Die Weinstöcke blieben aber stehen.

Den Eltern war es sehr recht, daß die Kinder sich frei entwickelten, – zu großer *[7]* Waghalsigkeit wußte die Mutter wohl zu steuern. Einstmals als die lieben Jungen auf dem Scheunendach ihre Turnübungen machten, wartete sie ganz geduldig unten mit der Rute in der Hand, bis sie herunterkamen; ein Anruf hätte die Kinder erschrecken und in die Tiefe stürzen können. Was ein Mutterherz in solchen Augenblicken leidet, darüber schweigt die Geschichte – das Dach aber wurde nie wieder der Ort der kindlichen Spiele.

Die Umgegend von Detmold, die Berge und Buchenwälder lockten natürlich manchmal in die freie Natur, und diese Streifereien waren für Georg umso genußreicher, weil sein Bruder Karl, der später das Naturwissenschaftliche Museum in Detmold gründete, schon als Schüler und Student ein eifriger Naturforscher war. Für ihn sammelten auch die jüngeren Brüder gern Pflanzen und Steine und allerlei kleines Getier; Georg legte sich selbst eine

2 *Alte Appfelsorte (vgl. Georg Friedrich Most: Enzyklopädie der Volksmedizin Medizin. 1843).*

Eiersammlung an. Die Beobachtungsgabe wurde dadurch geschärft, und die Liebe zur Natur blieb nicht eine unklare Schwärmerei wie bei so vielen anderen, sondern Georg lernte schon als Kind ihre Gesetzmäßigkeit begreifen und bekam Ehrfurcht vor ihrer Größe und Mannigfaltigkeit. Zuweilen wurden auch größere Ausflüge unternommen. *[8]* Solange der Vater noch kräftig war nahm er wohl eins oder zwei von den Kindern mit, wenn er bei seinen Inspektionsreisen das Haus eines befreundeten Pfarrers aufsuchen wollte. Später nach der Verheiratung der Schwester waren die Knaben häufige Gäste im Schötmarer Pfarrhause. Die herrlichste Ferienreise machte Georg aber im Sommer 1835 mit einigen Freunden: Bei dem Pfarrherrn in Langenholzhausen fanden sie gastliches Quartier und wanderten weiter mit dem Ranzen auf dem Rücken nach Rinteln und Eisbergen und am Weserufer entlang. Ein andres Mal ging die Reise über Barntrup nach Pyrmont und über Schieder zurück. Ganz begeistert war Georg von solcher Wanderung, die Erinnerung daran gehörte zu den schönsten seines Lebens.

Die Lipper sind bekannt wegen ihrer Wanderlust, überall in der weiten Welt trifft man sie an. Auch Freiligrath und Georg Weerth wurden davon ergriffen, ersterer ließ seine Phantasie in ferne Welten schweifen, Georg wurde aber ein wirklicher Weltreisender. Dieser Zug in die Ferne wurde jedenfalls durch die Lektüre der Odyssee gestärkt und in bestimmte Bahnen gelenkt – gerade Seefahrten sind es, die Georg Weerth nachher immer besonders angezogen haben. Sogar in den Träumen beschäftigte er sich damit. Einmal träumte er, daß er bei Cuba Schiffbruch litte, ein andres Mal in den Fieberphantasien seiner schweren Krankheit, daß er unter Palmen begraben würde. *[9]* Es kamen aber noch mancherlei Beziehungen hinzu, die den Blick aus dem engen Kreise des kleinen Kindchens hinaus in die Ferne zogen. Der Pastor Burgmann, Georgs Großvater mütterlicherseits war, ehe er nach Mühlheim kam Judenmissionar und Prediger in London gewesen, und dahin kehrte sein ältester Sohn, George zurück und brachte es in den Napoleonischen Kriegen als General-Kommissar der Flotte im Mittelländischen Meere durch Tüchtigkeit und Redlichkeit zu hohem Ansehen und Würden. Nach ihm war Georg Weerth benannt. Was Wunder, daß die Briefe des Genies, der mit der Schwester in lebhafter Korrespondenz stand, und seine Schilderungen des englischen Lebens ihn ungeheuer interessierten! Manchmal erzählte die Mutter auch von ihrer Schwester Sophia Albrecht, die als Missionarin nach Südafrika gegangen war und mit ihrem Gatten bis an den Tod segensreich unter den Hottentotten gewirkt hatte.

Oft kam auch Besuch von auswärts, z.B. der Oberpräsident v. Vincke aus Münster, der Georg zur Taufe gehalten hatte, und der Ministerialdirektor v. Meyer aus Kassel, beide Universitätsfreunde des Generalsuperintendenten. Vor allem der Bischof Roß, der Gemahl seiner einzigen Schwester, der auf den Reisen, die er alljährlich von Berlin in seine *[10]* Diözese Rheinland

und Westfalen unternahm, nicht verfehlte bei dem Schwager einzukehren. Da konnten die Knaben bei den gemeinsamen Mahlzeiten manchem interessanten Gespräche lauschen, der sie zu weiterm Nachdenken veranlaßte.

Von größter Bedeutung waren für Georg die äteren Brüder. Wilhelm, der 6 Jahr älter war als er, stand ihm am nächsten. Die beiden hatten ein gemeinsames Schlafzimmer, wodurch allein schon größere Vertraulichkeit veranlaßt wird; sie waren sich wohl auch im Charakter am meisten verwandt. 1834 bezog Wilhelm allerdings die Universität Jena, später Göttingen als Student der Theologie, und der Vater gestattete nur kurze Ferien. Zudem machte Wilhelm mehrmals Ferienreisen, die ihn nicht in die Heimat führten: einmal eine Fußtour von Jena nach Prag, dann ebenfalls zu Fuß an den Rhein – aber seine Briefe enthielten herrliche Schilderungen. Auf des Vaters Wunsch, der sein Ende nahe fühlte, verbrachte er den ganzen Sommer 1836 in Detmold. Karl, der Naturwissenschaftler begeisterte sich mit seinen Freunden als Student für ein großes, einiges deutsches Vaterland und entging nur mit Mühe der damaligen Demagogenhetze. Durch ihn wurde wohl zuerst der Patriotismus *[11]* in Georg geweckt. Zu den historischen Erinnerungen, die sich an den Teutoburger Wald knüpfen, die Hermannsschlacht und Karls des Großen Sachsenkriege fand diese vaterländische Gesinnung reiche Nahrung.

Erwähnt werden muß auch, daß Georg in Detmold viel gute Musik hörte. Der Fürst war ein großer Theaterliebhaber, er ließ ein schönes, neues Theater erbauen und hielt eine vergnügliche Kapelle, deren Konzerte von den Detmoldern fleißig besucht wurden. Ins Theater ging der Generalsuperintendent selbst nicht, um nicht als Geistlicher bei frommen Seelen Anstoß zu erregen, erlaubte aber seinen Kindern, dreimal im Jahr guten Vorstellungen, beizuwohnen. Im Familienkreise fehlte die Musik nicht, die Mutter und Schwester spielten Klavier – letztere hatte auch eine hübsche, geschulte Stimme – Karl spielte die Flöte und Wilhelm die Gitarre.

In Georgs Elternhause galt kein Ansehn der Person nach Rang und Reichtum. Dem Vornehmen wurde die gebührende Höflichkeit gezollt, Achtung hegte man für jeden Braven, Freundschaft für alle wirklich edlen Menschen. Dem Generalsuperintendenten galt es als schönste Aufgabe, für die Belehrung des armen, unwissenden Volkes, mit dem er das größte *[12]* Mitleid hatte zu sorgen; darum wurde er der Reorganisator des Volksschulwesens in Lippe. Dieses Mitleid mit den Armen lebte von klein auf in Georg. Er nahm schon als Schüler stets Partei für die Unterdrückten, sodaß ihn der Vater scherzhaft den Ritter Jürgen nannte. Daß Georg manchmal mit dem gleichaltrigen Erbprinzen, dem späteren Fürsten Leopold III. spielte, änderte daran nichts. Er muß aber wohl ein liebenswürdiger Spielkamerad gewesen sein. Als der Fürst 1855 eine Reise nach Paris gemacht hatte und nachher hörte, daß Georg Weerth gleichzeitig dort gewesen wäre, und in der Oper in seiner

Nähe gesessen hätte, bedauerte er, ihn nicht gesehen zu haben, denn „er hätte Georg Weerth immer sehr lieb gehabt.“ Ob er von Georgs sozialpolitischen Bestrebungen nichts erfahren hatte? Das scheint bei der Kleinheit des Fürstentums kaum wahrscheinlich.

Fassen wir nun zusammen, was Georg aus dem Elternhause mit hinaus nahm ins Leben. Er hatte eine gesunde Seele in gesundem Körper. Ein scharfer Verstand und gute Beobachtungsgabe verband sich mit lebhafter Phantasie und einem weichem Herzen. Pflichtgefühl und Frömmigkeit beseelten ihn, tiefe Liebe zu Heimat und Vaterland, *[13]* aber Haß gegen alle Unterdrükkung, Heuchelei und Hochmut. Er ließ sich wohl zu tollen Streichen hinreißen, trug aber geduldig die Strafe – wie denn Gerechtigkeitssinn und Offenheit hervorragende Eigenschaften bei ihm waren. Seine Mutter schrieb ihm noch ein Jahr vor seinem Tode: „Das habe ich Dir – selbst nach manchen ehemaligen Knabenstreichen – immer rühmlichst nachsagen können: Du hattest ihrer kein Hehl, und es fanden Deine Bekenntnisse deshalb auch immer Glauben bei mir.“ Dazu kam eine ungewöhnliche Arbeitskraft, Gewandtheit im Ausdruck, gefällige Manieren. Er hatte Freude an allem Schönen, liebte Scherz und Humor. Alle Anlagen finden wir schon im Kinde, die den Mann später auszeichneten, sie fanden im Leben ihre reiche Entfaltung, der Glaube an die Dogmen der christlichen Kirche ging ihm auf dem Lebenswege verloren; die tiefe Religiösität seiner Eltern wandelte sich in ihm zur Begeisterung für alles Gute und Wahre.

==========

[14]

2. Die Lehrjahre 1836 – 40

Georg hatte selbst den Wunsch, Kaufmann zu werden; das schien ihm der beste Weg, die Welt kennen zu lernen. Und der Vater war wohl damit einverstanden, weil er sein nahes Ende voraussah und er erwarten durfte, daß Georg als Kaufmann schneller denn als Studierter auf eigenen Füßen würde stehen können. Seine rheinischen Verwandten waren mit Ausnahme des Bischof Roß sämtlich Kaufleute oder Fabrikanten, und durch sie wurde ihm für Georg eine Lehrlingsstelle in dem Geschäft von Brink & Co. in Elberfeld angeboten. Zu langer Überlegung war nicht Zeit. Kaum hatte die Mutter die Kleidung und Wäsche in Ordnung gebracht, da trat der 14jährige die Reise an, bis Paderborn von seinem Bruder Wilhelm begleitet.

So einfach wie jetzt war solche Reise damals nicht, sie dauerte 3 Tage – allerdings hielt er sich eine Nacht bei dem Bruder seiner Mutter Dr. Burgmann in Lennep auf. Am 19. Sept. 1836 kam er an seinem Bestimmungsorte an, aber ohne alle Effekten, weil die wohllöbliche Post vergessen hatte, den in Paderborn aufgegebenen Mantelsack zu expedieren. Doch der Vetter Richard Peill, dem Georg ganz besonders empfohlen war, nahm sich seiner getreulich an und focht es auch durch, daß er für den nachgesandten *[15]* Mantelsack nicht zu zahlen brauchte, wie die Post es verlangte. Überhaupt agierte Rich. Peill wie ein Vormund für Georg; an ihn schickten die Eltern das Geld, an ihn mußte Georg seine Rechnungen abliefern und von ihm sich jeden Monat seinen Gulden Taschengeld holen.

Georg gefiel es in Elberfeld ausnehmend. Alles war ihm neu und reizte ihn. Die Verwandten und Freunde der Eltern nahmen ihn mit offnen Armen auf, die Tante Peill mit ihren Söhnen und Töchtern, die Familien de Werth, Rittershaus, Rauschenbusch, Ball, der alte Eller, der einstmals mit Georgs Vater auf die Universität gegangen war, nur um sich nicht von dem Freunde zu trennen, und noch manche andere, auch Ferdinand Freiligrath. Mit Feuereifer stürzte er sich in das Geschäft, mit Begeisterung kopierte er die Briefe – zunächst seine hauptsächlichste Arbeit – und versetzte sich in Gedanken in die Gegenden, wohin sie gerichtet waren. Er fand das Kaufmannsleben hoch poetisch. Für Heimweh war kein Raum, kaum fand er Zeit an die Heimat zu denken.

Da bekam er nach kaum 6 Wochen die Nachricht vom Tode des Vaters und nach abermals 6 Wochen die vom Tode der Schwester. *[16]* Natürlich konnte er nicht zur Beerdigung nach Haus fahren, dazu war die Reise zu umständlich und kostspielig, er hätte auch nicht rechtzeitig eintreffen können. So mußte er den großen Schmerz als 14jähriger Knabe allein durchkämpfen.

Und er hielt sich tapfer. Der Wunsch, seiner Mutter möglichst bald die Sorge für ihn abzunehmen und seinen Unterhalt selbst zu verdienen, spornte ihn zu eisernem Fleiße. Am 16. Nov. 36 schrieb er seinem Bruder Wilhelm nach Göttingen: „In einem Jahr bist Du nun wohl mit Deinem Studium fertig und kannst Dir selbst helfen, dann kommt die Reihe an mich, und tüchtig arbeiten und die Zeit benutzen ist für mich die Hauptsache. Das Kaufmann-Lehrlings-Leben gefällt mir so und ich stehe mit den Prinzipalen in so gutem Klang, daß ich denke, wenn meine Lehrzeit aus ist, schon durchzukommen.“ Die in ihm schlummernde Energie war erwacht und trieb ihn restlos weiter sein Leben lang.

Die pekuniären Verhältnisse der Familie hatten sich durch des Vaters Tod verändert – nur wenig Vermögen war vorhanden. Da galt es sich einzuschränken, und Georg mußte seine teure Pension gegen eine bescheidenere vertauschen, die sich im Hause eines Lehrers fand. Ihm wäre es am liebsten gewesen, wenn er wie sein Bruder auf der Universität hätte in eignem Zimmerchen wohnen und zum Essen ausgehn können; der Unabhängigkeitsgeist regte sich schon damals in ihm – die Mutter aber hielt ihn noch der Aufsicht im Hause für bedürftig.

Die freien Morgen- und Abendstunden waren *[17]* dem für den Beruf nötigen Sprachstudium gewidmet, – im ersten Vierteljahr nahm er auch noch Rechenstunden – nur der Sonntag galt dem Vergnügen und der Erholung.

Georg schrieb am Weihnachtstage 37 an seinen Bruder Wilhelm, nachdem er zunächst von dessen Plänen gesprochen hatte: „Es wird und muß dir gelingen, denn der Segen eines Vaters wie Du ihn nennst und wie er es wirklich war, eines so hochwürdigen Vaters, wird doppelt auf dem Sohne ruhen, der sucht ihm ganz und am ähnlichsten zu werden. O, wie wird sich der Vater und die Schwester im Himmel und die Mutter hier auf der Erde freuen, wenn sie sehen, daß aus uns Übrigen, und wir 2 Jüngsten, die wir noch an der Tür der großen, weiten Welt stehen besonders, da ihr beiden älteren schon Eure Arbeit gut begonnen habt, etwas Ordentliches, Gott und allen guten Menschen Wohlgefälliges wird.“

„Hier geht es ferner gut und lustig voran, die einmal angetretene Reise durch das Leben reut mich nicht, jeden Tag gewinne ich sie lieber und finde sie angenehmer als jede andre; besonders da ich nun auch in so einem Kramhandel nicht agiere, den ich freilich jedem andern *[18]* Geschäft und Amt nachstelle; denn unsre Korrespondenzen erstrecken sich bis über die Erde von einem Ende bis zum andern, wir schreiben und erhalten Briefe in mehreren Sprachen; auf unserm Comptoir sehe ich und verfolge leicht, wie die Sache steht, von der Quelle bis an das unabsehbare Meer, wo alles sich vereinigt, wo alles sich auftürmt, wo der Eine aufblüht, der Andre vergeht; ich sehe deutlich, daß durch Fleiß und Mühe ich auch dahin gelangen kann, wo so

ein großer Kaufmann, wie Schiller ihn schildert, steht, – daß ich dann auch mal Aussicht habe, das Steuer des Handels zu ergreifen und auch das Boot zu besteigen, was unter ihm lustig und mit vollen Segeln den Ozean durchschnitt. – Dahin will ich immer und zum Höchsten streben, wenn ich auch nicht bis ins Innerste des menschlichen Treibens gelange, so will ich doch wenigstens sehen, wie weit daß ich komme.“

„Mit Richard Peill stehe ich ferner auf dem besten Fuße, er ist ein charmanter Mann, er sieht recht gut ein, daß ein Junge wie ich, wenn er sich die ganze *[19]* Woche und oft auch den halben Sonntag herumgeplackt hat, nicht noch ein paarmal in die Kirche gehen kann wie er, und wenn er es auch in seinem Sinne für übel hält, die Freuden des Lebens an einem 4tel Sonntag zu genießen, so mag er es tun; die ganze Woche bin ich zu Haus oder auf dem Comptoir zu finden, und den Sonntag dann suche ich ordentliche Gesellschaft. – Wenn ich meinen Kaffee oder Schoppen Wein trinken will, so gehe ich auch immer in das erste, vornehmste Gasthaus, wo ich vor jedem erscheinen kann, und in keine Konditorei oder Kaffeehaus, wie wohl andre junge Leute tun.“

Im Juli 38 schreibt Georg: „Der Ort und die Umgebung erleichtern mir mein Lernen sehr, denn ich bewohne mit noch einem jungen Kaufmann, der mir im Studieren mit dem besten Beispiel vorangeht, zwei charmante Zimmer, die so schön und reizend liegen, daß es nur Spaß ist, in ihnen zu arbeiten. Ziemlich gut meubliert unter anderm mit einem schönen Flügel, sehen sie inwendig ordentlich und nett aus; doch was ihnen auch noch fehlen sollte wird durch die schöne *[20]* Aussicht gut gemacht, welche man hat, wenn man sich fern zum Fenster hinausbiegt; denn man durchsieht die ganze Länge der schönen Barmer Kunststraße, einer Brunnen-Allee ähnlich, denn an beiden Seiten verbreiten ziemlich hohe und starke Linden einen angenehmen Schatten. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht wogt die geschäftigste Menschenmasse der Welt in ihr auf und ab. Links sieht man von Elberfeld den stärksten Strom heranwallen, elegante Wagen, Reiter, Karren kommen in buntem Gemisch dahergezogen. Rechts führt der Märkische Bauer seine Kohlen heran, vor uns hängt der Färber schimmernde Wolle zum Trocknen auf, und hinter uns hört man unaufhörlich den kräftigen Hammer manches weithergekommenen Arbeiters, der unermüdlich das große Werk, die Eisenbahn, zu entstehen helfen sucht. Dieses alles und die schönen Wälder, durch welche das freie Auge weithin schweift, umringt die friedliche Wohnung, welche mir ein Schloß dünkt.“

Im Herbst 38 machte Wilhelm Weerth eine Reise nach Frankfurt und den Rhein hinunter und besuchte den Bruder in Elberfeld. Wie *[21]* es scheint nahm er ihn auf der Rückreise mit nach Detmold, doch kann Georgs Besuch bei der Mutter nur ganz kurz gewesen sein. Sie konnte mit der Entwicklung

des Sohnes wohl zufrieden sein; er war groß und stark geworden und hatte vieles gelernt.

In der zweiten Hälfte seiner Lehrzeit gestaltete sich doch manches anders, nicht allein im Geschäft, wo er immer schwierigere und mehr verantwortungsvolle Arbeiten bekam. Seine Sprachstudien waren soweit gediehen, daß er die französische Korrespondenz führen konnte; das Englische machte ihm allerdings noch Schwierigkeiten, indessen konnte er sich jetzt mit gutem Gewissen auch anderen Studien hingeben. Gute, inhaltreiche Bücher bildeten seine größte Freude. Wahrscheinlich auf Anregung seines Bruders Karl studierte er Humbold und versenkte er sich in das Nibelungenlied und die germanische Mythologie; dann sind es Joh. v. Müllers Cimbernkrieg und Rankes Fürsten und Völker von Südeuropa, die er durcharbeitete. Zur besseren Einprägung des Gelesenen pflegte er Auszüge davon zu machen, wie er das bei seinem Vater gesehen hatte. Weerth ließ sich auch in das von Freiligrath gestiftete Literatur-Kränzchen aufnehmen, das *[22]* damals aus 15 Doktoren, Poeten, Kaufleuten und Taugenichtsen bestand, wie er sich ausdrückt. Sie versammelten sich abwechselnd in ihren Kneipen, lasen zusammen (vorzugsweise Shakespeare) oder trugen eigene Dichtungen vor. Als Vorleser zeichnete sich Hackländer aus, ein vorzüglicher Interpret des Falstaff. Weerth konnte ihn aber nicht leiden. Als er in späteren Jahren auf einem Schiffe mit ihm zusammentraf, ignorierte er ihn, was sonst bei alten Bekannten nicht seine Art war.

Von der größten Wichtigkeit wurde für Weerth die Bekanntschaft mit Hermann Püttmann, der sich als politischer Lyriker einer gewissen Berühmtheit erfreute und sich damals eifrig mit dem Studium der Kunstdenkmäler am Rhein beschäftigte. Er würdigte Georg Weerth trotz des großen Altersunterschieds seiner besonderen Freundschaft, ermunterte ihn zum Dichten, öffnete ihm die Augen für die Schönheiten der Kunst und weckte sein Interesse dafür und besprach mit ihm politische und soziale Probleme. Man darf wohl nicht sagen, daß Püttmann seinem Geiste die Richtung gegeben und ihn in andre Bahnen gelenkt hätte, als er ohne ihn gewandelt wäre – denn diese Richtung war die Weerths Anlagen entsprechende. Aber Püttmann hat die Entwicklung *[23]* gefördert und die noch unklaren Gefühle des Freiheitsdranges und des sozialen Mitleid und den Haß gegen Ungerechtigkeit und Heuchelei gestärkt und geklärt. Wirtshäuser besuchte Weerth kaum noch. Die Gesellschaft welche er dort fand, stieß ihn ab durch Liederlichkeit oder Frömmelei, auch wohl durch hochmütiges Protzentum. Wahre Frömmigkeit hat er alle Zeit zu schätzen gewußt, und darum ist er auch mit dem frommen Rich. Peill immer in freundschaftlichem Verhältnis geblieben. Er schreibt über ihn: „Richard ist ein lieber Mensch und zeigt sich im Umgang gar so eigen nicht, als wie man wohl denken sollte, – man muß sich nur, was die Religion angeht, ihn weit genug vom Halse halten. Besonders ich, der ich den ganzen Tag mit resoluten

Leuten umgehe, bin keineswegs so ängstlich in meinen Interjektionen und würde daher, wenn wir von theologischen Sachen anfingen, nur zu Richards Ärger und meinem Schaden meine liberalen Gesinnungen an den Tag legen.“

Großes Vergnügen machten Weerth die Bälle, zu denen er von den befreundeten Familien eingeladen wurde. Und dann die Touren nach Düsseldorf, die er anfangs mit Freunden unternahm um Spaß zu haben, später aber um sich an Gemälden und Musik zu *[24]* erfreuen. Er nahm auch am Musikfeste 39 teil. Die Liebe und Begabung für die Musik hatte Georg von seiner Mutter geerbt, ebenso wie das dichterische Talent.

Inzwischen war der jüngste Bruder, Ferdinand auch konfirmiert und Georg suchte und fand für ihn eine Lehrlingsstelle in einem Handlungshause in Köln. Ferdinand wurde ihm von der Mutter zugesandt, und er brachte ihn nach Köln, wohin er selbst ihm einige Monate später folgte.

Nach Vollendung der Lehrjahre hoffte Georg seinen Flug in die weite Welt zu nehmen. Er knüpfte Verbindungen in Buenos Ayres an, und als diese Aussicht durch einen ausgebrochenen Krieg zu Nichte wurde, in Mailand. Amerika, das Land der Freiheit und Italien, das Land der Kunst, sind immer die Länder seiner Sehnsucht gewesen. Da wurde ihm durch Vermittlung eines Freundes ganz unerwartet eine Buchhalterstelle auf dem Gräflich Meinertshagenschen Komptoir in Köln angeboten, die er dem Wunsche der Mutter gehorchend annahm, wie schwer es ihm auch wurde, die langgehegten Wünsche und Hoffnungen aufzugeben oder doch auf unbestimmte Zeit zu verschieben. *[25]* Ehe er jedoch die neue Stelle antrat, besuchte er die Mutter und erhielt von ihr die Erlaubnis und das Geld zu einer Reise. Sein Bruder Wilhelm begleitete ihn bis nach Höxter; Georg kam nach Frankfurt und Wiesbaden; auf der Bergstraße geriet er zum ersten Male in Konflikt mit der Polizei und mußte umkehren, weil er vergessen hatte, seinen Paß erneuern zu lassen. Dann fuhr er stromabwärts nach Köln.

==========

3. Köln 1840 – 42

Das Grfl. Meinertshagensche Geschäft in Köln, das damals dem Grafen Julius zur Lippe-Biesterfeld gehörte, hatte den kaufmännischen Betrieb von Bergwerken in der Eifel. Die Komptoirarbeit war sehr einförmig und langweilte Weerth bald, doch tat er seine Pflicht, und sein Chef war wohlzufrieden mit ihm. Aber er hatte viele freie Zeit, und so wurden die ersten Monate seines Kölner Aufenthalts eine Zeit frohen Lebensgenusses. Er kam in einen Kreis fröhlicher junger Leute, meist Künstler, Maler, Musiker und Dichter; aus Elberfeld kamen Freunde herüber – auch Püttmann – und von Bonn *[26]* Detmolder Schulkameraden, die dort studierten. Mit den Freunden traf er sich nach getaner Arbeit bei Sang und Becherklang in der „Ewigen Lampe". Er kam sich anfangs wie ein Krösus vor mit seinen 25 Talern monatlichen Gehalt, über die er niemand Rechenschaft abzulegen brauchte, und lebte fröhlich drauf los; bald aber sah er ein, daß er nur mit größter Sparsamkeit damit auskommen konnte.

Mit seinem Bruder Ferdinand zusammen bezog er in einem alten Hause in der Brückenstraße, der Columbakirche gegenüber einen großen Saal, der nur den einen Fehler hatte, daß noch niemals ein Sonnenstrahl hineingefallen war. Georg bewohnte die eine Ecke, Ferdinand die zweite, der junge Detmolder Maler Quentell richtete in der dritten sein Atelier ein und malte Hundefamilien, und die vierte Ecke diente als Fremdenzimmer, das von den auswärtigen Freunden gern benutzt wurde.

An Sonn- und Festtagen wurden Ausflüge den Rhein hinauf nach Bonn und dem Siebengebirge gemacht, an denen der jüngere Bruder auch teilnehmen konnte, der an den Wochentagen keinen freien Augenblick hatte. Mit Püttmann zusammen machte Georg auch Freiligrath *[27]* in Unkel einen Besuch, zog sich aber bescheiden zurück, als andre Besucher: Duller, Auerbach und eine Gesellschaft Engländer kamen. Freiligrath, der „Pensionierte", gefiel ihm nicht mehr, er meinte, daß er seine Glanzperiode hinter sich hätte.

Im Winter las Georg viel Englisch und versenkte sich in seine Bücher, besonders in eine alte Kölner Chronik. Auch später hat er an allen Orten, wohin ihn sein Geschäft führte, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu begreifen gesucht. Er las auch den Don Quichote und trieb unter Püttmanns Leitung Kunststudien und machte Verse. Das Gedicht „Lockenraub" eine Bearbeitung nach dem Englischen entstand in dieser Zeit. Er schickte es seinem Bruder mit der Widmung: „An deine Dulcinea". Sein eignes Herz hatte die Liebe noch nicht berührt.

Die Karnevalszeit brachte auch Georg Weerth aus Rand und Band. An den Bruder Wilhelm schreibt er im Februar 41: „Hier rumort jetzt die karnevalistische Hanswursterei im höchsten Grade. Jeden Sonntag ist Comité, wo sich 600 Menschen, alt und jung, arm und reich mit den tollen Mützen auf *[28]* den baumelnden Köpfen nicht versammeln um das Wohl des Landes zu beraten, aber wie sie sich die folgende Zeit amüsieren wollen. Es gibt nichts Herrlicheres, als diese fröhliche Menschenmasse bei einander zu sehen, – Tische und Bänke sind überflüssige Gegenstände, jeder hängt die Flasche an den Hals – behält das Glas in der Hand, um den Rednern, die fortwährend in Kölnischem Platt von der Wiege herunter donnern, stante pede ein Hoch oder je nachdem ein Gezisch darbringen zu können. – Dann singt die ganze Geschichte das Lied ohne Text „O Jerum! O Jerum!“ Dreißig Blechinstrumente fallen brausend ein. Man wird außer sich, verliert den Kopf, umarmt alle Menschen, Grauköpfe und junge Burschen – in einem Wort, ist wahnsinnig toll! – Jetzt tönt die Domglocke! Alles fließt auseinander, und da der Abend noch lang ist, verdienen die Wirte noch einen Haufen Geld, denn die meisten erholen sich nicht so schnell von der Raserei und stürmen die ganze Nacht aus einem Weinhaus ins andre, bis sie der Montag Morgen mit hängendem Kopf an der gewöhnlichen Tagesarbeit *[29]* wiederfindet. – O Jerum! O Jerum! Georg stürzte sich mitten in den Strudel, war einer der Tollsten unter den Tollen, machte aber trotzdem scharfe Beobachtungen über den Kölner Volkscharakter und fand ein reiches Feld für seinen Witz und Humor. Über alles und jeden machte er sich lustig, am meisten über sich selbst, indem er als Don Quichote durch die Straßen zog. Früh morgens begann mit Hülfe der Freunde die Kostümierung mit roter Jacke, Panzer, Helm und den übrigen Attributen und seine und seines Knappen Bepinselung. Nach einigen verunglückten Versuchen, die Zügel der Rosinante in die Hand zu bekommen, setzte sich Don Quichote, furchtbar anzusehen mit seiner Hellebarde von 1661, seinem hölzernen Schwert und seinen mächtigen, rot und gelben Stulpenstiefeln, langsam in Bewegung; ihm folgte Sancho Pansa auf einem Esel. So erzählt Th. Althaus, sein Schulkamerad, der ihn von Bonn aus zum Karneval besuchte.

Mit dem Aschermittwoch kam auch für Georg die Ernüchterung. Von Vergnügungen war er übersättigt, lernen konnte er als Kaufmann in den jetzigen Verhältnissen nichts mehr, und die Kölner fand er *[30]* ebenso oberflächlich wie liebenswürdig. Da erfaßte ihn von neuem der Trieb in die Ferne mit solcher Gewalt wie die Schwalbe im Herbst, er kündigte seine Stelle und tat der Mutter den Entschluß kund, nach Buenos Ayres zu gehen, wo jetzt wieder friedliche Zustände herrschten. Darob großer Schrecken bei der Mutter und Mißbilligung bei den Brüdern. Die Mutter, die so froh gewesen war, diesen Sohn in auskömmlicher Stellung zu wissen, verbot ihm geradezu ohne festes

Engagement ins Ausland zu gehen, und sein Bruder Wilhelm führte ihm zu Gemüte, wie unklug er handle, da die Mutter nicht in der Lage sei, ihm die nötigen 300 Taler Reisegeld zu geben, und daß er auch nicht eher fortgehen dürfe, als bis er seiner Dienstpflicht genügt, d.h. gelost hätte – (allgemeine Dienstpflicht gab es damals in Lippe noch nicht, man loste sich frei oder kaufte einen Stellvertreter, wenn man die Mittel dazu hatte.) Er solle sich deshalb gedulden, Geld sparen, und wenn er die Stelle bei Meinertshagen nicht behalten könne, sich schleunigst eine andre in Deutschland suchen. Da fügte sich Georg wenn auch *[31]* trotzig und voll schäumender Ungeduld in das Unabänderliche und blieb bei Meinertshagen.

Sein Trost und seine Erholung war das Theater, das er fleißig besuchte. Am 23. April schreibt er: „Das Theater ist mein eigentlichster Zufluchtsort, in voriger Woche sah ich das allerliebste „Glas Wasser“ und Gutzkows Rich. Savage – der übrigens gewaltig abgestunken ist. Ich hatte dem Verfasser wahrlich mehr zugetraut – denn wenn das Stück auch einige gute Stellen hat, so ist das Ganze doch aus einem sehr philiströsen Gehirn hervorgegangen.“ Im Sommer 1841 besuchte die Mutter ihre beiden Jüngsten in Köln und blieb mehrere Monate bei ihnen. Sie hatten ihr ein freundliches Zimmer gemietet, wo sie sich mit Lesen, Schreiben und Handarbeiten beschäftigte, solange die Söhne im Geschäft waren. Am Abend machten sie gemeinschaftliche Spaziergänge, Sonntags auch größere Ausflüge, einmal eine Fahrt auf der Eisenbahn, die damals noch etwas Neues, Unerhörtes war, ein andres Mal eine zweitägige Tour den Rhein hinauf. Das waren für alle drei unvergeßliche Tage: Die herrliche Dampferfahrt, das Mittagessen auf Nonnenwerth, die Besichtigung des Rolandsbogens, Coblenz und der Ehrenbreitstein mit seiner prachtvollen Aussicht! Die Mutter konnte sich über ihre Söhne freuen, es waren beide brave, rechtschaffene *[32]* junge Leute, auch Georg trotz seiner genialen Ideen und seines mitunter leichtfertigen Redens und Dichtens. Wenn ihr Schwiegersohn Cölln gefürchtet hatte, daß Georg durch seine eingehenden Studien der mittelalterlichen Geschichte und Kunst dem Katholizismus zugeführt werden möchte, sah sie die vollständige Grundlosigkeit dieser Befürchtung ein. Manchmal hatte die Mutter aber auch ihre liebe Not mit den Söhnen, wenn Ferdinand unglücklich war über die viele Arbeit, die ihn nicht selten bis ½ 10 Uhr Abends im Geschäft festhielt, und Georg ebenso unglücklich aber noch lebhafter in seinen Äußerungen über den Mangel an interessanter Beschäftigung. – Ihre Freunde fanden nicht alle Gnade vor den Augen der Muttter; mit Püttmann hatte sie auf der Rückreise in Elberfeld eine lange Unterredung und legte es ihm ans Herz, daß er für seinen jüngeren Freund ein treuer Berater sein möchte.

Auf der Reise nach Cöln hatte sich die Mutter von ihrem Sohne Wilhelm begleiten lassen, der von da aus in Georgs Begleitung einen Besuch in Bonn

bei dem Kommerzienrat aus'm Weerth, einem Vetter des verstorbenen Vaters machten: (Auch der Generalsuperintendent Weerth hieß eigenlich aus'm *[33]* Weerth, hatte aber das Vorwort aus'm fortgelassen.) Der Ohm fand Gefallen an dem jungen Kaufmann und bot ihm einige Monate später eine Stelle in seinem Geschäft an. Das war für Georg Jubel und Freude und ein großes Glück, denn sein Gefühl, daß er aus den Kölner Verhältnissen fort müßte, war ganz richtig. Geschäftlich konnte er dort nicht weiter kommen, wissenschaftlich sich nicht weiter bilden und finanziell ging er zu Grunde. Er schrieb später einmal, als die Mutter ihm von der Verwendung eines alten, in Detmold zurückgelassenen Mantels erzählt hatte: „O, es ist tragisch, daß ich noch einmal an diesen Mantel erinnert werde, den ich im Jahre 1840 in Köln von einem Juden, der fertige Kleider hat, kaufte. Er kostete damals, wie ich glaube, 15 Taler. Kaum war ich im Besitz des kostbaren Stückes, als mich ein Bekannter ersuchte, ihm den Mantel für einen Tag zu leihen. Der arme Mensch war nämlich sehr heruntergekommen, und seine Kleider zeigten so schäbige Nähte, daß ihm niemand eine Wohnung vermieten wollte. Unter meinem Mantel reüssierte er aber vortrefflich – nur lieh *[34]* er sich den Mantel zu verschiedenen Malen, denn er wurde jedesmal, wenn der Mantel wieder zu mir zurückkehrte, aus der kaum eroberten Behausung hinaus geworfen. Später hat es mir leid getan, daß ich ihm den Mantel nicht ganz ließ, denn er ist ohne denselben schließlich im Gedränge untergegangen.

„Ein andrer meiner Bekannten lernte unter meinem Mantel ein hübsches Mädchen kennen, heiratete sie und lebt jetzt glücklich und zufrieden. Wirklich seit Casems Pantoffel[3] hat es nicht solchen Mantel gegeben."

Aber nicht blos den Mantel borgten die Freunde von Weerth, sie nahmen ihn auch sonst in Anspruch in der Überzeugung, daß einem jungen Mann mit einem festen Gehalt von 300 Talern das Jahr unbeschränkte Mittel zur Verfügung ständen. Aus diesem Grunde machte er Pfingsten 1841 eine Tour ins Ahrtal und ging trotz seiner großen Liebe zur Musik dem Musikfeste aus dem Wege in der Voraussicht, daß es ihm viele auswärtige Freunde zuführen und viele Kosten verursachen würde. *[35]* Gute Bücher kaufte er sich manchmal und anständige Kleidung – wie jenen Mantel. Das alles kostete Geld, und ehe er Köln verließ, gestand er der Mutter, daß er 100 Taler Schulden hätte, worauf sie ihm das Geld leihweise schickte. Sie konnte es nicht entbehren, da sie Ferdinand noch ganz zu unterhalten hatte.

Trotz alledem wurde ihm der Abschied von dem alten, heiligen Köln doch schwer, wo gerade der Karneval wieder im Anzuge war und ein Liedchen von

---

3 *„Der Sage nach Schuhflicker in Bagdad, bekannt durch seinen Geiz u. durch viele (in Tausend u. Einer Nacht erzählten) Unglücksfälle, welche seine hölzernen Pantoffeln (Kasems Pantoffeln) herbeiführten." (Pierer Bd. 9, S. 358.)*

ihm gedruckt und von allen Narren gesungen wurde. Am 1. Febr. 1842 trat er bei Meinertshagen aus, nachdem ihn sein Chef durch folgendes Schreiben seiner kontraktlichen Verpflichtungen enthoben hatte.

„Obercassel d. 11. Dezember 1841.

Herrn G. aus'm Weerth in Köln. Ihr Schreiben vom 9ten d. M. hat mich ebenso unangenehm als unerwartet überrascht, indem ich Sie nur höchst ungern aus meinem Dienste treten sehe, und, bei der bisher bewiesenen guten Aufführung, bei Ihrem Fleiß und Ihrer Treue, wohl gewünscht hätte Sie meinem Geschäfte zu *[36]* erhalten. Doch kann ich Ihren Wunsch nicht unbillig finden, zumal Sie sich in einer solchen Weise gleich verbessern, daß ich Ihnen für den Augenblick kein Äquivalent zu bieten wüßte. Ich will daher Ihrem Wunsche schon mit dem 1ten Febr. k.J. aus meinem Geschäfte auszutreten kein Hindernis in den Weg legen, und wollen Sie daraus, daß ich, um Ihr Fortkommen zu befördern, gerne von dem durch Sie eingegangenen Contrakt abstehe, den größten Beweis meiner Zufriedenheit entnehmen. – An Ihr Versprechen hinsichtlich der Verschwiegenheit über die Verhältnisse meines Geschäftes auch nach Ihrem Austritt, namentlich im jetzigen Augenblick, darf ich Sie wohl nicht erst erinnern, denn dafür bürgt mir schon Ihr bisheriges untadelhaftes und rechtliches Benehmen!

Indem ich daher meine aufrichtigsten Glückwünsche für Ihr ferneres Fortkommen Ihnen sage, wünsche ich Ihnen gleichzeitig alles Gute in Ihren neuen künftigen Verhältnissen!

Julius Graf zur Lippe-Biesterfeld."

==========

[37]

4. Bonn 1842 – 43

Der Kommerzienrat Friedrich aus'm Weerth hatte ein bewegtes Leben geführt. Er hatte hervorragende kaufmännische Begabung, erwarb in der Napoleonischen Zeit ein ziemlich bedeutendes Vermögen und kaufte das eingezogene alte Kapuzinerkloster in Bonn, in dem er eine Spinnerei, Weberei und Druckerei anlegte, die außerordentlich florierte; zugleich hatte er ein Bankgeschäft. Der älteste Sohn, Fritz, leitete jetzt die Fabrik, während Julius und Adolph auf dem Comptoir arbeiten sollten. Julius aber war lieber auf der Jagd im grünen Walde oder bei den Pferden oder mit fröhlichen Freunden in des Vaters Weingärten am Rhein als in den düstern Geschäftsräumen mit den gotischen Fenstern und den gewölbten Decken und dem ewigen Einerlei der Buchführung und Correspondenz; und mit seinem Sohne Adolph stand der Alte so schlecht, daß er ihn schließlich ganz fortschickte zur Bewirtschaftung seines Gutes Marienforst. *[38]* Der alte Weerth hatte darum noch einen jungen Mann im Komptoir nötig, dem er volles Vertrauen schenken konnte, und dazu hatte er den Neffen ausersehn.

Wer war froher als Georg. Sein Gehalt stieg auf 500 Taler, des Onkels Haus war sehr angesehen, mit ihm und den Vettern stand er sich vortrefflich, und dazu bekam er Zeit und Erlaubnis, Vorlesungen an der Universität zu hören. Selbst auf den Karneval in Köln brauchte er nicht zu verzichten, da der Vetter Fritz ihn mit dorthin nahm. Einen Teil dieser Karnevals-Erinnerungen hat Georg später in dem Aufsatz „Das Kölner Dombaufest" eingeflochten. Als aber der Frühling kam, die Berge grün wurden am herrlichen Rheinstrom, als die Rosen blühten und der Wein duftete, da wollte sein Herz oft fast zerspringen vor Freude und Lust.

Die Vettern führten den jungen Weerth sogleich im Kreise ihrer Freunde, der Jeunesse dorée von Bonn ein. Aber obgleich er gern unter fröhlichen Menschen war und sich in Gesellschaft wohl zu bewegen wußte, und obgleich er sich später als unermüdlicher Reiter und guter Schütze erwies, wollte es ihm zwischen den vornehmen *[39]* jungen Herren und Sportsmen nicht gefallen. Er suchte sich lieber Freunde unter Künstlern und Gelehrten – unter reiferen Männern, von denen er lernen konnte, oder genialen Jünglingen, mit denen er sich begeisterte und schwärmte.

Auch mit den Studenten, die er meist sehr unreif fand – er, der Zwanzigjährige – verkehrte er wenig. Er schreibt 25.4.43: „Der Verkehr mit den Studenten mundet mir aber auf die Dauer sehr wenig. Die Leute sind wild ohne Humor, dumm mit Arroganz, haben kein Geld und kneipen gern auf andrer

Menschen Rechnung. Wenigstens der größere Teil ist so. Edle Ausnahmen gibt es. Ich habe aber mit niemandem gern zu tun, dem der Student noch im Leibe sitzt. Unter meinen Bekannten gibt es freilich manchen, der sehr leichtsinnig ist, sie haben aber schon alle etwas geleistet und sind nicht mehr so grün wie die strebsamen Juristen, Mediziner und Theologen.“ Näher standen ihm nur zwei Studenten, Detmolder Schulkameraden, die Theologen Rudolf Cruel und Theodor Althaus. Cruel war eine reine, edle, auf das Ideale gerichtete Natur, voll zarter Empfindung, von leiser *[40]* Schwermut angehaucht, die wahrscheinlich in seiner Kränklichkeit ihren Grund hatte, und ohne Leidenschaft. G. Weerth schreibt von ihm: „Cruel scheint ruhig hin zu gehen wie das Abendrot, er ist gescheit und freisinnig, nur zu schüchtern.“ Ostern 43 verließ er Bonn, um in Berlin seine Studien fortzusetzen. Theodor Althaus, den Malwida v. Meysenbug in ihren Memoiren als jungen Apostel feiert und dessen Lebensbild sein Bruder Friedrich 1888 herausgegeben hat, war in vielen Stücken das Gegenteil von Cruel. C. Weerth hatte ihn in Detmold nicht sonderlich geliebt seines selbstbewußten, hochmütigen Wesens wegen, hatte ihm auch in einer Nacht in Königswinter gestanden, daß er ihm unausstehlich wäre. Das war der Anfang ihrer Freundschaft. Die gleichen politischen und sozialen Anschauungen und Bestrebungen führten sie zusammen. – Mit den Kölner Freunden blieb Weerth in enger Beziehung. Sonntags fuhr er den Strom herab oder sie kamen zu ihm oder machten gemeinsame Ausflüge in das Siebengebirge. Der Bruder Ferdinand ging natürlich allen andern vor. Die Erlaubnis, Kollegien zu hören benutzte Weerht fleißig, seine Studien scheinen zwar planlos aber vielseitig gewesen zu sein. Bei *[41]* Löbell hörte er Neuere Geschichte, bei Düntzer die Erklärung des Faust; Kunstgeschichte bei Schlegel, Geologie und andre naturwissenschaftliche Dinge bei Nöggerath und Bischof, Anthropologie bei Nasse, Kirchengeschichte bei Kinkel. Man sieht, wie das durch seinen Bruder Karl geweckte Interesse für Naturwissenschaften ihn noch beseelte, daß ihm aber Geschichte, Kunst und Literatur besonders anzogen, und daß er durch kirchengeschichtliche Studien in seinen religiösen Zweifeln sich Klarheit zu verschaffen suchte. Kinkel öffnete ihm auch sein Haus und nahm ihn in den Kreis von freisinnigen jungen Leuten auf, die er im Poppelsdorfer Schlößchen zu literischer Unterhaltung um sich versammelte. Auch Simrock, dem Weerths Begeisterung für das Nibelungenlied bekannt geworden sein mochte, lud ihn zu sich ein. Letzteren schätzte Weerth höher als Kinkel. In einem einige Jahre später geschriebenen Personenverzeichnis zu einem geplanten aber nie gegeschriebenen Schauspiel, das die Bonner Verhältnisse schildern sollte, schreibt er: „Simrock, Poet; Kinkel Afterpoet.“

Bei seiner ausgesprochen freisinnigen Richtung wurde Weerth natürlich von den *[42]* politischen Dichtern jener Zeit außerordentlich angezogen, fand

dafür aber in Bonn wenig Gleichgesinnte. Im April 43 schreibt er darüber an seinen Bruder Wilhelm: „Sehr gern würde ich Dir den Nachtwächter von Dingelstedt senden, wenn ich ihn besäße; man kann dergleichen Büchern auch nicht in Bonn auf die Spur kommen; das Volk ist viel zu indifferent, und die Gelehrten lesen nur Goethe und scheren sich den Henker um neuere Literatur: Beikommend erhältst du aber einige gute Censur-Flüchtlinge, den Michel, den 2ten Teil der Unpolitischen Lieder und die Lieder aus der Schweiz, ebenfalls von Hoffmann v. Fallersleben. Letztere sende mir gelegentlich zurück, die andern drei Sachen kannst Du dort behalten. – H. v. Fallersl. ist mir viel lieber wie Dingelstedt, bei jenem kommt alles aus dem Herzen und der Überzeugung, dieser läßt seine Muse nur mit der Mode laufen und scheint überhaupt weniger Gesinnung als Gewandtheit zu besitzen. Herwegh steckt aber alle in den Sack und wird jedenfalls der Bannerführer der politischen Richtung in der Literatur, wenigstens der Lyrik, bleiben. – Hast du Börnes Briefe aus Paris wohl gelesen? Man wird sie schwerlich bei Euch bekommen können; ich könnte sie Dir leihen.“ *[43]* Hatte das Rauschen des Rheins unter seinem Fenster Weerth am Morgen geweckt, hatte er einen Augenblick im Anschauen des vom Morgensonnenschein vergoldeten Siebengebirges geschwelgt und seine Brust im Morgenwind gebadet, dann arbeitete er gewissenhaft seine Kollegienhefte aus, und zwischen den wissenschaftlichen Arbeiten flossen ihm Verse frei und leicht aus der Feder. Dann machte er Fechtübungen, ging ins Kolleg und ins Komptoir, und abends wurden Volkslieder und Shakespeare gelesen, Hegel studiert und nicht verstanden – wie er behauptet – Korrespondenzen geschrieben oder musiziert, d.h. er ließ sich die halben Nächte von einem Freunde, einem verkommenen Genie Beethoven vorspielen.

Was Weerth in Bonn entbehrte war Familienverkehr und edle Weiblichkeit. Der Oheim war seit langer Zeit Witwer und dessen Bruder, der Ohm Jakob, der auch in Bonn wohnte, war unverheiratet. Die einzige Tochter des Kommerzienrates war mit Georgs Vetter, dem Grafen Roß auf Haus Loo bei Wesel verheiratet und kam nur selten nach Bonn. Von den 6 Vettern aus’m Weerth war, als Georg nach Bonn kam, nur *[44]* Fritz verheiratet. In dessen Familie verkehrte er anfangs viel und gern, machte Spaziergänge mit der Familie, ließ sich von den kleinen Mädchen Märchen erzählen und lehrte ihnen Verschen, führte die Kleinen auch einmal zum Kaffeetrinken nach Kessenich – er hatte eine reizende Art mit Kindern umzugehen. Aber bald schränkte er diesen Verkehr ein, weil er erkannte, daß seines Vetters Genialität und bezauberndes Wesen mit sehr viel Leichtsinn verbunden war und die Ehe sich immer unglücklicher gestaltete. Da war es ihm dann höchst erfreulich, daß der Bischof Roß mehrmals, von seiner Tochter Antoinette und seiner jungen Enkelin Lina Tendering (später Frau Franz Duncker) begleitet nach Bonn kam, an deren witzigen Unterhaltung er großes Gefallen fand. Durch

die Vermählung seines Vetters August auf'm Weerth, der Bankier in Bonn war, mit Frl. Rhodius aus Sinzig wurde er dann in deren elterliches Haus eingeführt, wo die edelste Gastfreundschaft geübt wurde und Georg umso freundlichere Aufnahme fand, weil Hr. Rhodius ein alter Bekannter von seinen Eltern war.

In dieser Zeit träumte Weerth auch von zukünftigem Dichterruhm; zu keiner Zeit hat er soviel Gedichte gemacht wie *[45]* in Bonn. Bald sind es zarte Liebeslieder mit Anklängen an alte Volkslieder, an Uhland und an Goethes Lyrik – bald sind sie humoristisch, besonders wenn sie zur Verherrlichung des Weines dienen. Daneben aber finden sich andre, die in treffender Kürze soziale Schäden beleuchten. Die Lieder strömen aus der Tiefe des Herzens; sie offenbaren die seinem Alter natürliche Liebessehnsucht, die Freude an der Natur, seinen lustigen rheinischen Humor und sein großes Mitleid mit den Armen und Enterbten der Gesellschaft. An seinen Bruder schreibt er: „Meine Tätigkeit ist fast ausschließlich der humoristischen Lyrik zugewandt. Ich kann jedoch nur wenig tun und selten gelingt etwas so wie ich es wünsche. Da ich aber weniger darauf dringe, schnell bekannt zu werden, was bei meinen vielen Verbindungen wohl möglich wäre, und ruhig am Sammeln bleibe, bis ein Bändchen zusammenkommt, so kann es mir vielleicht gelingen, manche Wünsche erfüllt zu sehen. Ist dies nicht der Fall, so haben mir wenigstens meine Versuche so viel genützt, daß ich viele tüchtige Leute dadurch kennen lernte und mich hier in der Gegend eines kleinen Rufs erfreue, der mir schon manche fröhliche Stunde verursacht hat.“ *[46]* Auch einige Aufsätze schrieb er in dieser Zeit. Es waren Schilderungen aus dem Kölnischen Volksleben: „Die ewige Lampe“, „Der hungrige Doktor“, „Die Mainacht“[4] u. anderes; auch einen Artikel über die Bonner Theologen Nitzsch, Sack und Bleek. Das Material zu letzterem hatte er wahrscheinlich von Althaus, der auch in den Verdacht der Autorschaft kam. Im April 43 schrieb Georg an Wilhelm: „Meine Korrespondenzen in der Kölnischen Zeitung haben leider viel Unheil angerichtet; ich machte die hiesigen Theologen Nitzsch, Sack u. Bleek lächerlich und brachte es so weit, daß sie von Berlin aus gerüffelt wurden. – Freilich schmeckte ich auch die bittern Früchte der Öffentlichkeit, da mein Artikel von der Mannheimer Abendzeitung[5] scheußlich heruntergemacht wurde“. Sein Freund Püttmann hatte 42 Anstellung als Redakteur des Feuilletons an der Kölnischen Zeitung erhalten und war von Elberfeld nach Köln übergesiedelt, wo Georg ihn häufig sah. Durch ihn fanden seine Sachen Aufnahme in

4 *Weerths „Schilderungen aus dem Kölnischen Volksleben“ sind nicht überliefert.*

5 *Vgl. den ungezeichneten Korrespondenzartikel „Bonn, 21. März“ in der „Mannheimer Abendzeitung“ vom 25. März 1843.*

die Kölnische Zeitung. Doch veröffentlichte Weerth 1843 auch drei Lieder in Wihls Jahrbuch für Kunst und Poesie.

Das humoristische Genre schien ihm am meisten zuzusagen, fand aber nicht seiner Mutter Beifall. Infolge eines Gedichtes in der Kölnischen Zeitung (die Schenke?) schrieb *[47]* sie an ihren Sohn einen ganz geharnischten Brief und ebenso an Püttmann, von dessen größerer Reife sie einen mäßigenden, erziehlichen Einfluß auf Georg erhofft hatte. Püttmann suchte ihr vergebens den Unterschied zwischen Humor und Gemeinheit auseinander zu setzen. Georgs Antwort ist höchst charakteristisch für das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, sie lautet: „Liebe Mutter! Dein letzter Brief würde mich grenzenlos geärgert haben, wenn Du ihn nicht geschrieben hättest. Ich bin mir eines redlichen Strebens bewußt, mit dem ich vor der ganzen Welt bestehen kann und wenn meine ersten poetischen Erzeugnisse auch den Stempel der Unvollkommenheit tragen, so sind sie doch nichts weniger als gemein! – Im Anfange hat freilich fast jeder mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und so wird es auch noch einige Zeit dauern, bis man darin übereinkommt, daß mehr Humor als Gemeinheit in meinen neusten Liedern ist. – Daß Du für mich fürchtest, ist natürlich, da es einer Mutter immer unangenehm sein wird, ihren Sohn mit so wenigen Kenntnissen und noch weniger Erfahrung auftreten zu sehen. Ich kann Dich daher jetzt nur auf eine spätere Zeit vertrösten, wo es mir hoffentlich gelingt, mich vor Dir zu *[48]* rechtfertigen. Jedenfalls kann ich Dir aber versichern, daß Du nie mehr Ursache haben sollst, Dich meiner zu schämen! Was andere Leute in dortiger Gegend von mir denken, kann mir gleichgültig sein, da ich hier im Lande so glücklich war, viele wahre und aufrichtige Freunde zu finden, welche sich meiner auf die liebenswürdigste Weise annehmen und mir stets mit dem besten Rat zur Seite stehen. So hat mir noch vor kurzem der Dichter Simrock den Zutritt in seinem Hause eröffnet, und ein Herr Kinkel, von dem ich Dir schon erzählte, ist mein Freund wie früher. Nichts wünschte ich mehr, als bald persönlich vor Dir erscheinen zu können. Durch Wort und Handschlag würde ich Dir versichern, daß ich auch in andrer Beziehung nicht von der rechten Straße gewichen bin. Mit voller, inniger Liebe denke ich an Dich, wie an den seligen Vater, und werde nie vergessen, daß er mich beim Abschied ermahnte, die gute Sitte zu bewahren, welche ich im elterlichen Hause vor Augen hatte.

Ferdinand, der Dir diese wenigen Zeilen überbringt, mag noch ein gutes Wort für mich einlegen und Dir erzählen, ob er mich *[49]* als verworfenen Menschen oder als rechtschaffenen Bruder vorgefunden hat. Bei gewiß vielen andern Sünden habe ich doch wenigstens die des Heuchelns nicht, und glaube nie anders als in meiner wahren Gestalt zu erscheinen. Sei aufs herzlichste gegrüßt von Deinem

Georg.“

Die Mutter wußte, daß sie dem Worte ihres Sohnes vertrauen konnte und fürchtete nie mehr für seine Moral, – gegen Püttmann dagegen, dem sie schädlichen Einfluß auf Georg zuschrieb, behielt sie eine unüberwindliche Abneigung. Es ist rührend zu sehen, wie sich Georg immer wieder bemühte, der Mutter eine bessere Meinung von seinem Freunde beizubringen. 1843 schreibt er: „Wenn Dich Püttmann noch interessiert, so wird es Dich freuen, daß es ihm immer besser geht. Nach jahrelanger Bedrängnis fängt er endlich an, anerkannt zu werden und da kann es nicht ausbleiben, daß er mit seinen vielseitigen Kenntnissen in Köln etwas zu erreichen weiß. Die Redlichkeit dieses Mannes geht ins Aschgraue und so oft ich auch andere Leute kennen lerne, so komme ich doch immer wieder auf meinen alten Republikaner zurück. Was *[50]* er mir schon im Leben genützt hat, kann ich ihm nicht vergelten. – Das wünsche ich einem jeden, daß er in seinem sechzehnten Jahre ihn zum Freunde erhalte. – Ich hatte das Glück!“

Die Furcht der Mutter, daß ihr Sohn den frommen Glauben verlieren und ein Spötter über heilige Dinge werden möchte suchte er durch folgenden Brief zu beschwichtigen: „Du fragtest mich, was ich in theologischer Beziehung getan oder gehört hätte. Was soll ich darauf antworten? Offenherzig gesprochen, bin ich eigentlich nur dann in die Kirche gegangen, wenn gerade die tüchtigsten Leute predigten oder wenn irgend einer meiner Bekannten auftrat. Unter meinen Freunden gelte ich für einen sehr Bibelbewanderten, was daher wohl kommen mag, daß ich sehr gern in dem ehrwürdigen Buche lese und daß es meine Gewohnheit ist, mir häufig einen schönen Psalm mit lauter Stimme vorzulesen. Zu den Leuten, welche stets die Gottseligkeit im Munde führen, gehöre ich nicht, oft mag man mich auch für einen Spötter gehalten haben. Das ist nicht wahr! Die alte Sitte, die alte Sage und all die *[51]* herrlichen Wahrheiten, welche sie uns überliefert, sind mir heilig, und wenn ich mich jemals über etwas lustig machte, so geschah dies nur über das Lächerliche, – und das steckt ebenso gut in manchen Patriarchen-Geschichten, wie in manchen Dingen, die heut am Tage passieren.

„Frisch, froh und frei!
Fromm, furchtlos und treu!
sagen die Würtemberger; das sag ich auch.“

Das wurde für die Mutter die Veranlassung, ihm die alte Bibel zu schenken, welche in der Familie ihrer eigentümlichen Geschichte wegen besonders hoch in Ehren gehalten wurde. Das Haus des Pfarrers Burgmann in Mülheim – Georgs Großvater – war 1784 bei einer furchtbaren Überschwemmung des Rheins von den Eisschollen zerstört und fortgerissen. Alle Habe ging verloren, nur diese Bibel, die den Namen des Besitzers trug, wurde am

Niederrhein von einem Fischer gefunden und dem Pfarrer Burgmann zurückgebracht. Die jüngste Tochter, Georgs Mutter, bekam diese Bibel bei ihrer Verheiratung als köstlichste Mitgift. Nun wurde sie Georgs Eigentum, und er hat sie auf allen Reisen mit sich geführt. In den *[52]* Pampas von Südamerika wäre sie ihm einmal fast abhanden gekommen, als das Maultier den Koffer, in dem sie sich befand abgeworfen und zertrümmert hatte, und der Diener es für überflüssig hielt, die zerstreut am Boden liegenden Sachen zu sammeln. Glücklicherweise bemerkte es der voranreitende Besitzer und rettete das kostbare Buch. Nach seinem Tode wurde es aus Havanna seiner Mutter zurückgeschickt und befindet sich jetzt in den Händen ihres ältesten Enkels.

Georg hatte es gut in Bonn. Zwar klagt er gelegentlich über die vielen Streitigkeiten in der Familie, wozu die Launen des alten Weerth und die Leidenschaftlichkeit seiner Söhne Veranlassung gäben, doch schreibt er an andrer Stelle an seinen Bruder Wilhelm: „Es ist mir oft recht schmerzlich, daß Du und Ferdinand, daß ihr beide noch nicht auf dem Strumpf seid, während ich in Abrahams Schoß sitze, – denn das tue ich wirklich, wo es so liebenswürdige Leute gibt wie alle Weerths sind.“ Darum hätte man denken sollen, daß er seinen Aufenthalt in Bonn möglichst verlängert hätte. Aber in ihm regte sich wieder die Sehnsucht in die Ferne, die ihn schon in Elberfeld und Köln gequält hatte. Da-*[53]*mals hatte die Mutter alle ihre Autorität aufbieten müssen, um ihn zurückzuhalten<.> Die Hauptgründe, welche sie ins Feld führte: Die Unerfahrenheit seiner Jugend, der Mangel an Reisegeld und die Notwendigkeit, seiner Militärpflicht zu genügen, fielen jetzt fort. Er hatte sich frei gelost, und reif für den Flug in die weite Welt hielt er sich längst. Schon im Februar 43 schreibt er: „Du solltest mich sehen auf meinem Wachtturm im Rhein!“ (Er wohnte hart am Ufer und bei Hochwasser wurde das Haus vom Strom umflossen.) „Die vorigen Wochen war so großes Wasser, daß ich nur mit einem Nachen nach Hause fahren konnte, und nachts hörte ich, wie die Eisschollen an den Mauern unter mir zersplitterten. Das war herrlich grausenhaft da draußen! Aber im Zimmer auch desto schöner, der Shakespeare, eine Flasche Walportsheimer und ein alter Schlafrock – die Zigarren nicht zu vergessen – was will man mehr? Und doch ist es mir bisweilen ganz sonderbar zu Mute – ich meine, nächstes Frühjahr müßte ich in die Welt hinaus, denn diese Sehnsucht habe ich nun einmal *[54]* in den Knochen und kann sie nicht los werden.“

Früher als er erwartet hatte, erfüllte sich seine Sehnsucht. Anfang Sept. erhielt die Mutter einen langen Brief, auf dessen Umschlag geschrieben stand: „Erschrick nicht vor meinem großen Briefe! Schlimm fängt er an, gut hört er auf.“ Er hat folgenden Inhalt: „Es hat wieder lange Zeit gewährt, ehe ich Dir für Deinen letzten Brief und die Besorgung des Passes danken konnte, indeß ist die Reise nach Holland nicht schuld daran gewesen, denn diese zerschlug

sich schon, bevor der Paß ankam – die Baumwolle nämlich, welche in Rotterdam gekauft werden sollte, wurde in New York bestellt.

„Allerlei andere Dinge sind aber vorgefallen, welche anfangs sehr unangenehm aussahen, sich allmählich aber doch, wie die Franzosen sagen, à l'aimable gestalteten. Um Dir alles deutlich zu machen, fange ich von vorn an.

Höre denn zu und merke ein jegliches Wort Dir!

„Der alte Weerth kam vom Düsseldorfer Landtag zurück, wo er sich vor allen Deputierten durch eine kräftige Verteidigung der Preßfreiheit und der Judenemanzipation ausgezeichnet hatte. Wir hatten dies nicht anders *[55]* erwartet, denn nicht allein war von der jüngeren hiesigen Welt eine Petition für beide Sachen an den Landtag abgegangen, sondern auch die älteren Herren hatten unterschrieben, und den Oberbürgermeister an der Spitze, die Akten befördert. Daß der O.Bürgermeister dies tat, mußte jeden wundern, da eine Demonstration gegen seine Vorgesetzten, gegen das Gouvernement darin lag. Es stellte sich auch bald anders heraus. Denn kaum waren die Empfangsfeierlichkeiten vorüber, und hatte der alte Weerth seine Papiere ausgekramt und mir zum Ordnen übergeben, als ich darunter einen Brief des Oberbürgermeisters fand, in welchem er dem Alten schrieb: „es sei von verschiedenen Hitzköpfen eine Petition für Preßfreiheit und Emanzipation an ihn zum Vortrag abgegangen, – er hätte zwar selbst mit unterschrieben[6], riete ihm aber doch, für die ganze Sachen nichts zu tun, denn Preßfreiheit sei nicht zu wünschen, und die meisten Juden seien noch Schurken. – Dann führte er die Namen von vielen der geachtetsten Männer auf und sagte: diese hätten die Sache betrieben, es seien sämtlich unerfahrene Leute, man müsse ihnen das Handwerk legen u.s.w.

Da ich mich für den Erfolg der Peti-*[56]*tionen auf das lebhafteste interessierte, so mußte mich dieser schändliche Brief förmlich empören. Der erste Beamte der Stadt schämt sich nicht, den Bürgern vorzuheucheln, er unterstütze ihre Sache aufs wärmste, und kommt nun hinterrücks, nennt ein 30 rechtschaffene Juden hintereinander Schurken, erklärt die tüchtigsten Leute für dumme Jungen, sucht den alten Weerth in seinen Gesinnungen irre zu machen, um die Sache, für welche er selbst unterschrieben hatte, zu vereiteln. – Ich fühlte recht gut, daß die Veröffentlichung eines solchen Briefes den Oberbürgermeister ruinieren würde, und nahm es mich fast Lust, der Welt

6 *Vgl. Der Rheinische Provinziallandtag und die Emanzipation der Juden im Rheinland 1825-1845. Eine Dokumentation. Bearb. von Dieter Kastner. Köln, Bonn 1989, Bd. 2, S. 595f. Die „Petition der Bürger von Bonn […] wegen Gleichstellng der Juden wurde am 15. Mai 1843 auch unterzeichnet vom Bonner Oberbürgermeister Karl Edmund Joseph Oppenhoff.*

diesen Dienst zu leisten. Wenn ich dagegen bedachte, daß mir die Papiere von dem Alten anvertraut waren, so mußte mir dies gebieten, den Mund zu halten.

Ich beschloß dies zu tun, mir übrigens die Geschichte für die Zukunft zu merken. – Nur zu einem älteren Herrn ging ich, da dieser das Sammeln der Unterschriften geleitet hatte, ließ mir das Ehrenwort geben zu schweigen, erzählte ihm alles und warnte ihn davor, sich mit dem Bürgermeister in Zukunft einzulassen. – Dieser gute Freund war nun schurkig genug, noch denselben Abend *[57]* die Geschichte zu publizieren. Am folgenden Morgen rückt bereits der ganze Stadtrat dem alten Weerth in der größten Bestürzung zu Leibe; dieser, der den Zusammenhang gar nicht erriet, versichert, daß er den Brief nur mir gegeben habe, und läßt mich hereintreten. – Allerlei Umstände hätten es mir leicht gemacht mit Lügen und Umschweifen durchzukommen, ich hielt es aber für besser, bei der Wahrheit zu bleiben; erklärte, daß ich freilich das Zutrauen des alten Weerth mißbraucht hätte, indem ich dem Einen die Sache mitgeteilt; dieser sei indessen in noch größerer Schuld, da er sein Ehrenwort gebrochen und die Affäre erst zur Öffentlichkeit gebracht habe: Übrigens könne es ihnen ja nur erwünscht sein, da sie jetzt wüßten, in welchen Händen ihre Angelegenheiten wären, welch saubern Bürgermeister sie hätten. Dieser stand wie ein begossener Hund daneben, und ich sagte ihm ins Gesicht hinein, daß er ein Schurk sei. Er wußte nichts darauf zu erwidern, und die andern Herren entfernten sich.

Alles war nun gut und in Ordnung, der Bürgermeister hatte eine gute Lehre bekommen und der Stadtrat wußte, was er in Zukunft zu tun hatte. Jene sprachen nicht mehr davon und der alte Weerth und ich auch nicht. *[58]* Mit diesem hatte ich übrigens nun auch noch abzurechnen: der Oberbürgermeister ist der intimste Freund des alten Weerth; nach dem was vorgefallen war, mußte dies Verhältnis entweder aufhören oder ich, als erste Ursache des Skandals, war zu entfernen, denn sicher kam der Oberbürgermeister nicht mehr über Weerths Schwelle, wenn ich noch darauf hauste. Dies wäre für die ganze Familie, aus manchen Ursachen sehr zu bedauern gewesen, – ich setzte daher dem Alten die Geschichte vernünftig auseinander und bat ihn um meine Entlassung.

Es folgten nun mehrere Tage hintereinander die sonderbarsten Unterredungen, – die jungen Weerths wollten sich ins Mittel schlagen – ich hatte aber einmal abgebrochen und nicht Lust wieder anzubinden.

Du wirst nun freilich sagen, daß dies sehr übereilt gewesen wäre, – ich finde aber immer mehr, daß ich den Anlaß, welcher meine Stellung bei dem Alten auflöste, nicht zu bedauern habe. Denn erstens wurde mir der fortwährende Krieg zwischen Vater und Söhnen doch etwas unangenehm und der Aufenthalt auf dem Comptoir sehr verleidet; zweitens kam ich mit dem hohen Salair, *[59]* durch das fortwährende Zusammensein mit den jungen Weerths,

keineswegs aus und war bisher immer gezwungen Schulden zu machen; drittens wird sich das Geschäft wahrscheinlich bald in soweit auflösen, als der Alte sich auf seine Güter zurückzieht und den beiden Söhnen die Fabrik übertragen wird, – mit diesen zu wirtschaften hätte ich auf die Dauer keine Lust gehabt, und sie wären auch nicht im Stande gewesen, mir bei der durchaus nötigen Vereinfachung des Geschäfts ferner ein so hohes Gehalt zu zahlen, als der Vater tat. Endlich trieb mich denn auch noch die Lust zu weiterer Ausbildung, einem Verhältnis zu entsagen, was freilich viele schöne Seiten hatte, aber doch in der Weise nichts taugte, als durchaus keine Garantie zu einem späteren selbständigen Auftreten darin lag; denn an eine Aufnahme als Teilhaber im Geschäfte oder an ein Assoziieren mit den Söhnen ist gar nicht zu denken. Alles dies wurde genau überlegt, als ich meine Demission einreichte. – Jetzt mußte für die Zukunft gesorgt werden. Am liebsten war es mir, eine Stelle im Auslande zu finden; der alte Weerth war daher so gütig, eigenhändig, was er sonst nie tut, an alle *[60]* englischen Korrespondenten zu schreiben und mich zu empfehlen. Es war von Erfolg, denn seit kurzem stehe ich mit einem Londoner Hause in Unterhandlung und werde wahrscheinlich dort, zu einem schönen Salair eine Stelle als deutscher Korrespondent erhalten. Gelingt dies, so hätte ich mich also wahrlich nicht zu beklagen. Um etwas Eignes anzufangen fehlt das Geld, – ist man aber einige Jahre in England gewesen und wird einigermaßen empfohlen, so findet sich leicht später als Agent eines englischen Hauses eine Stelle, – man kehrt nach dem Kontinent zurück, besorgt die Geschäfte seines Hauses und hat noch Gelegenheit für eigne Rechnung zu arbeiten, was als Comptoirist nicht erlaubt ist. Das ist der nächste Weg um selbständig zu werden – hunderten von jungen Leuten ist es auf diese Weise gelungen, und ich halte es für gut, auch darauf los zu steuern.

Mittlerweile, und bevor die englischen Pläne entschieden sind, nahm ich, um nicht müßig zu gehen, die Einladung von dem jungen Aug. Weerth, dem Bankier, der mich gern immer bei sich behalten möchte, an: zu ihm in sein Haus zu ziehen und seine Korrespondenz zu übernehmen. Außer daß ich alles bei ihm frei habe, bezahlt er für die Zeit, wo ich *[61]* bei ihm arbeite, meine hiesigen Schulden. So wohne ich denn jetzt ganz vergnügt im Hause des Ohm Jacob, der die obere Etage für sich hat. In der mittleren residieren Aug. Weerth und seine schöne Frau nebst meiner Wenigkeit, und unten haben wir die Geschäftsaffairen. Nach dem langjährigen Herumliegen in Wirtshäusern tut mir dies Verweilen in einer Familie sehr wohl, die Frau Weerth (geb. Rhodius) ist liebenswürdig und hat blaue Augen, womit sie einen ganz verzweifelt anzusehen weiß, – dazu ist ihr Mann eine gute Seele, bei dem ich gern immer bliebe, wenn es mich nur zu etwas Anderm als zu einem angenehmen Leben führen könnte.

Mein Brief fängt an etwas lang zu werden. Ich habe aber absichtlich Dir alles geschrieben. Besser ist es, man täte dies und jenes nicht, aber wenn es einmal geschehen, da ist glücklich der, wer vergißt – und nach England geht, aber vorher noch zusieht, wie es in seinem Vaterlande aussieht, – denn dies tue ich auch, da Du mich so freundlich einlädst. Ich möchte wirklich gern die Grotenburg einmal wieder besteigen."

Drei Wochen später schreibt er an die Mutter:

„Ich bitte Dich nicht bekümmert zu sein! Das ist *[62]* das erste, was ich auf Deinen letzten Brief anworten kann! Wenn Du wüßtest, wie ich ohne Reue und ohne alles Bedauern auf das Geschehene zurück und mit welchen Hoffnungen und welcher Zuversicht ich der Zukunft entgegen sehe, so würdest Du auch weniger um mich besorgt sein. Das angenehme, flotte Leben mit den jungen Weerths hatte mir meine hiesige Stelle oft glänzender erscheinen lassen als sie wirklich war, – bei ruhigem Betrachten finde ich wenigstens, daß mich ein längerer hiesiger Aufenthalt jedenfalls in mancher Beziehung zurückgebracht haben würde. An weiteres Erwerben von kaufmännischen Kenntnissen dachte ich schon seit langer Zeit nicht mehr, – ich hätte ohne den neulichen Vorfall gewiß noch manche Jahre den flotten Kommis gespielt. Darüber wäre aber die beste Zeit verstrichen um mich weiter auszubilden, und darauf los zu steuern, worauf es doch eigentlich ankommt, eine selbständige Stellung im Leben einzunehmen!

„Nachdem das Geschehene geschehen war, sind mir darüber die Augen aufgegangen, und mit Freude verzichte ich auf viele frühere Annehmlichkeiten, da ich mir jetzt vornehme, nach einem ernsteren Ziel *[63]* los zu arbeiten. Daß dieses nicht im Schlaf zu fassen ist, versteht sich von selbst, ich werde mich noch angreifen müssen, ehe alle Pläne gelingen; aber guter Mut ist vorhanden und mit den Aussichten hat es sich auch schon günstiger gestaltet. – Überhaupt bin ich mehr um Ferdinand besorgt als um mich.

Jedenfalls bitte ich Dich, nicht allzusehr besorgt zu sein. Wenn man nicht auf den Kopf gefallen ist und etwas ehrliche Ausdauer hat, so kommt man schon durch die Welt, namentlich bei uns Kaufleuten. Treten auch einmal einige kleine Schattenperioden ein, da bricht an der andern Stelle die Sonne wieder durch die Wolken und man segelt wohlgemut vorwärts, ja, vorwärts! nur immer vorwärts!"

Der Brief schließt: „Ade, liebe Mutter, sei nicht traurig, da oben ist Gott im Himmel und ich bin Dein treuer Sohn Georg."